

DIE FACKEL

Nr. 157

WIEN, 19. MÄRZ 1904

V. JAHR

EIN UNHOLD

»Des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste,
Dies Weltgebäu, mit trauerndem Gesicht,
Als nahte sich der jüngste Tag, gedenkt
Trübsinnig dieser Tat. ...«

Johann Feigl, Hofrat und Vizepräsident des Wiener Landesgerichts, hat als Vorsitzender einer Schwurgerichtsverhandlung am 10. März 1904 einen dreiundzwanzigjährigen Buben, der in trunkenem Zustand eine Frau auf der Ringstraße attackiert und ihr 1 K 20 h zu entreißen versucht hatte, zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt.

Das Datum wird aus der Geschichte der österreichischen Rechtspflege, der märzgefallenen, nicht mehr verschwinden. Wenn wir die Reihe der Sünder im Talar passierten, die in nüchternem Zustand die leibhaftige Gerechtigkeit attackiert, vergewaltigt, geschändet haben, nur Einem konnten wir keinen Milderungsgrund zubilligen: Herrn Johann Feigl. Er ist der persönlichen Freiheit der Staatsbürger am gefährlichsten geworden, er, der einzige, der dem Wahnwitz jenes hundertjährigen Gesetzes buchstäblich gerecht ward. Die grauenvollsten Strafgebote hat man, da ein delirantes Parlament die gesetzgeberische Arbeit hindert, auf alle Art zu dämpfen gesucht. Oft wird dies ja in verblüffender Weise durch einen Freispruch der Geschwornen bewirkt, der dem Freunde der Rechtssicherheit einen nicht gelindern Schrecken einflößt, als das Wüten des Paragraphenrichters, und auch dem liberalsten Verteidiger des Unfugs »Volksjustiz« zu denken gibt. Aber hinter dem Berufsrichter steht jetzt eine von ihrer Modernität begeisterte Regierung und beschwört ihn in allwöchentlichen Erlässen und Festreden, nicht des unmenschlichen Gesetzes, nein, seines humanen Fühlens Strafmaße anzuwenden. Ach, man könnte, wenn man diesen Johann Feigl des Ministers Wünsche in Tat umsetzen sieht, beinah sich zum Glauben bekehren, die alte List österreichischer Staatskunst sei auch hier am Werke und »Küsse auf den Lippen, Schwerter im Busen!« der Wahlspruch modernster Justizpolitik. Und Karl Moor, der Räuber, handelt ethischer als die Heuchlerwelt, die ihn richten wird ...

Hat Herr v. Koerber den Mut, das Urteil vom 10. März ungesühnt zu lassen? Wird man aus plötzlichem Respekt vor einem Staatsgrundgesetz, dem über die richterliche Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit, Herrn Johann Feigl seine Attacken auf Menschengefühl und Gerechtigkeit weiter verüben lassen? Weg mit dem österreichischen »Justament nöt«! Weg mit dem törichtesten Beamtenhochmut, der sich entgegen aller bessern Einsicht nur deshalb sträubt, ein Übel zu beseitigen, weil seine Beseitigung auch in ein paar

»Druckschriften« verlangt wurde! Die Wiener Bevölkerung will Herrn Johann Feigl nicht, und wenn ihre Vertreter in Staat, Land und Gemeinde ihren Wünschen zu horchen verständen, dann würde jetzt in einer Sache, die tausendmal wichtiger ist als der ganze nationale Trödel, ein parlamentarisches Bombardement losgehen, dem die Justizverwaltung nicht lange trotzen dürfte. Nicht der Räuber von der Ringstraße, Herr Feigl war längst unschädlich zu machen. Für jenen ein, höchstens zwei Jahre Gefängnis, für diesen ein Zivilgericht — damit wäre der Gerechtigkeit Genüge geschehen, der Wiener Menschheit ein Erstarren des Blutes erspart geblieben. Wenn man bedenkt, ein wie wertvolles Gefühl der Rechtssicherheit Millionen durch die Kaltstellung eines einzigen Hofrates wiedergegeben werden kann, dann muß man eigentlich staunen, daß eine auf populäre Wirkungen bedachte Regierung nicht öfter die Gelegenheit nützt. Der Papst hat der Unzufriedenheit des kleinen Klerus einen Fürsterzbischof geopfert: kann der österreichische Ministerpräsident auch nur einen Augenblick schwanken, für bei weitem ernstere und viel schwerer verletzte Interessen einzutreten? Wir haben es satt, dem Spiel mit Menschenleben und Menschenwürde länger zuzusehen. Und wenn wir ihm — gemäß dem neuesten Erlaß zur Hebung des Ansehens der Justiz — nicht mehr mit Opernguckern zusehen dürfen, so wollen wir es überhaupt nicht mehr sehen. Wir haben es satt, diesen Räuschen des Blutdurstes beizuwohnen, in die eine nüchterne Verhöhnung des Angeklagten nach der Schablone verfällt. Wir haben dies Walten einer Wiener Kriminalistik satt, die ihren Namen nicht vom »crimen¹«, sondern vom Kriminal ableitet, und die sich in selbstgefälligem Stumpfsinn als die Wissenschaft vom »Einspürrn« definiert. Wir haben Herrn Holzinger's Ende nicht vergessen². Und wir ertragen an dürftigen Epigonen nicht, was uns an der stilvollen Persönlichkeit eines großzügigen Sünders entsetzt, nie abgestoßen hat. Holzinger war mehr als ein österreichischer Kerkermeister; jedes seiner Urteile schien eine Schuld der Menschheit zu rächen. Eigene Rache befriedigt, eigener Bosheit frönt Herr Johann Feigl. Ihn erfüllt bloß die Spielerfreude seiner Machtvollkommenheit, das urkräftige Behagen an dem Mißverhältnis zwischen einem kleinen Menschen und einem großen Amt. Er ist ganz und gar Shakespeare's »winz'ger Richter«, der mit Jovis Himmel donnern möchte — »nichts als donnern«, ganz der »in kurze Majestät gekleidete Mensch«, der, sein gläsern Element vergessend, »wie zorn'ge Affen spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel, daß Engel weinen, die, gelaunt wie wir, sich alle sterblich lachen würden«. Darum »weckt er die längst verjährten Strafgesetze, die gleich bestäubter Wehr im Winkel hingen«, darum höhnt er den Delinquenten, bevor sein Urteil die Gerechtigkeit höhnt ... Ein norwegischer Strafrechtsgelehrter, der einmal in Wien einer Verhandlung unter dem Präsidium des Herrn Feigl beigewohnt hat, versicherte, daß in seiner Heimat kein Staatsanwalt so viel nörgelnde Gehässigkeit gegen den Angeklagten aufbrächte wie hier der über den Parteien stehende Verhandlungsleiter. Und der Wiener Staatsanwalt hat — ein Fall, der, soweit das Gedächtnis der ältesten Juristen reicht, nicht vorgekommen ist — zum Schutze des letzten Opfers Feigl'scher Judikatur Berufung angemeldet. Ich weiß und bin in der Lage zu beweisen, wie Richter mit fünf Sinnen, wie hochgestellte Funktionäre über die Tätigkeit Johann Feigl's denken. Ist es wirklich unumgänglich, mit verschränkten Armen auch vor der strafgerichtlichen Abteilung des österreichischen Chaos zu stehen? Könntet Ihr hier nicht Wandel wirken, wo die Reform des Gesetzes bei weitem nicht so dringend ist wie die Personenfrage? ...

1 Beschuldigung, Anklage, Verbrechen

2 Heft 90 # 01

Die Verurteilung des Dreiundzwanzigjährigen bis zum Tode, die furchtbarer als die zum Tode ist, wollte man selbst Herrn Feigl's bewährter Kerkermeisterschaft nicht glauben. Nur genaueste Lektüre des Verhandlungsberichtes bietet die Möglichkeit, dem Wahnwitz psychologisch beizukommen. Durch Jahrzehnte hatte Grausamkeit den Hohn abgelöst. Aber sie war doch immerhin gemildert durch den starken Verbrauch seiner Natur, den eine lange Verhandlung Herrn Feigl erlaubte. Das fühlte er selbst: ein gut Teil der Strafe hat ein Angeklagter überstanden, der eine Verhandlung unter seinem Vorsitz über sich hatte ergehen lassen müssen, wie eine Erlösung wirkte das Urteil. Wie würde es, so hätte man sich längst fragen können, wirken, wie würde es ausfallen, wenn Herr Feigl einmal die Gelegenheit genommen wäre, mit dem Angeklagten wie die Katze mit der Maus zu spielen? Wenn ihm ein Desperado gegenüberstände, der in Lebensnot sein Selbstbewußtsein nicht verloren hat, den Richter nicht als sein Schicksal betrachtet, nach seinem Mienenspiel nicht ängstlich forschet, sich nicht duckt, dem Spott nicht mit Erröten, dem Schimpf mit Trotz antwortet? Herr Johann Feigl hat seinen Meister gefunden. »Das mag Ihre Ansicht sein, Herr Präsident! Ich teile diese Ansicht nicht« — ruft ihm der Bursche zu, der wegen eines Raubanfalls vor seinem Richtstuhl steht. Einmal, wieder, immer wieder. Herr Feigl stutzt. »Man kommt nach Ihrem Auftreten nahezu auf den Gedanken, daß Sie unverbesserlich sind ... Ihre ungehörige Verantwortung muß ich rügen«. Der Angeklagte verwahrt sich gegen »die spitzen Redensarten des Gerichtshofs«. Er kanzelt seinen Verteidiger herunter und hält selbst ein Plaidoyer, das als ein hochdeutsches Sammelurium der bekanntesten Verteidigerphrasen, in dem auch zum Schluß der Hinweis auf die eigene psychische Minderwertigkeit nicht fehlt, ein parodistisches Meisterstück genannt werden muß. Mit Hohn war diesem Angeklagten nicht beizukommen, diesem nicht. Also blieb nichts übrig, als ein Urteil zu fällen, das weithin wirke als Exempel — zur Verhütung künftiger Raubanfälle? Nein, zur Verhütung unbotmäßigen Betragens vor Gericht. War gestern in demselben Hause ein Mann, der einem andern ein Messer in den Bauch gerannt hatte, zu fünf Tagen Arrests verurteilt worden, hier mußte mit anderm Strafmaß gemessen werden. In diesem Dreiundzwanzigjährigen war ja noch Leben! Ein Kerl, stark genug, um zwei Jahre Gefängnis, die er redlich verdient hat, zu übertauchen, noch nicht völlig verkommen, der Besserungsfähigkeit dringend verdächtig, und möglicherweise imstande, sich mit seinem Witz noch ehrlich durch's Leben zu schlagen. Vor allem aber — sympathischer als Herr Johann Feigl, der ja mit seiner Karriere abgeschlossen hat und, wenn er aus dem Landesgericht herauskäme, nichts Rechtes mehr anzufangen wüßte ... So ward denn Anton Kraft zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt. »Er war *allerdings auch*«, bemerkt das 'Deutsche Volksblatt' wörtlich, »während der Verhandlung ungemein keck und trat sogar dem Vorsitzenden Dr. Feigl entgegen, wo er nur konnte« ... Am 10. März 1904 wurde in Wien lebenslänglicher schwerer Kerker wegen frechen Benehmens im Gerichtssaal diktiert! ...

Wird Herr Johann Feigl nicht bang? Es soll irgendwo im Paragraphendickicht eine Möglichkeit verborgen sein, aus der sich die Verhängung der grauenvollsten Pein für den Trunkenheitsexzeß des Minderjährigen, der keinen Heller erbeutet hat, formell rechtfertigen läßt, ein Paragraph, den Herr Feigl bei einigem guten Willen »anwenden« konnte. Wenn Herr Feigl einst sein tatenreiches Leben endet, das etwa zehntausend Jahre, die andere im Kerker verbrachten, umfaßt hat, so mag sich ihm in schwerster Stunde, vor der Entscheidung einer höhern Instanz, seiner schwersten Sünde Beichtbe-

kenntnis entringen: »Ich habe mein ganzes Leben hindurch das österreichische Strafgesetz angewendet ...«



[Privatbahnen und Staatsbeamte]

Der österreichische Staat ist ein Simandl in seinem Verhältnis zur *Nordbahn*. Das ist von den Privatbahnen die weitaus frechste. Auf jede Art läßt sie den wehrlosen Gichtkrüppel ihre Tücke fühlen. Von einer Kontrolle ihres Haushalts ist längst keine Rede mehr, aber wie um zum wirtschaftlichen Schaden noch den Spott zu fügen, versagt sie neuestens auch die natürlichsten Gefälligkeiten, zu denen eheliche Gemeinschaft verpflichtet. Die österreichischen Privatbahnen haben, wie man weiß, von altersher ein System der Freikartenkorrumpion eingeführt, das den löblichen Zweck hat, die publizistische und parlamentarische Aufsicht von etwa vorkommenden mörderischen Schlampereien abzulenken. Die Zuweisung von Erste—Klasse—Billets an Journalisten, von Separatcoupés an Abgeordnete hat sich als eine österreichische Selbstverständlichkeit eingebürgert, der füglich auch durch die Einführung der Fahrkartensteuer kein Abbruch geschehen durfte. Dagegen haben die Privatbahnen in ihrer unerforschlichen Frechheit die Einführung dieser Steuer als Vorwand benützt, um den Staatsbeamten, die einen vernünftigen Anspruch auf Fahrpreisermäßigung haben, den gewohnten Bezug der verbilligten Karten zu erschweren. Die Nordbahn war resoluter als die anderen. Sie hat den Staatsbeamten — *mit Ausnahme der politischen Beamten* — die Ermäßigung einfach *entzogen*. Die Beamten politischer Ressorts können auf der Nordbahn so billig reisen wie früher. Damit ist Pflicht zur Gunst geworden, und die Nordbahn hat ihr Bestreben enthüllt, auch die Staatsbeamten an die Kette der Korruption zu legen. Nun könnte ja manch ein naiver Professor einer Provinzuniversität, in dessen Budget die Entziehung der Fahrpreisermäßigung eine beträchtliche Rolle spielt, das Bedürfnis verspüren, Parlament und Presse gegen das Unrecht, das ihm und anderen Staatsbeamten widerfährt, anzurufen. Er fände verschlossene Türen. Wenn man sie öffnet, gelangt man in Separatcoupés erster Klasse ...

* * *

[Vom Sektionschef Exner]

Der bevorstehenden Spiritus—Ausstellung, die zu den guten Einfällen unserer an Eingebungen nicht allzu reichen Regierung gehört, kann der Agitationseifer des Herrn Sektionschefs Exner nicht gerade förderlich sein. Der Mann spielt sich als ihren Spiritus familiaris auf. In Berlin, in den Gewerbevereinen von Wien und Brünn hält er Vorträge, in der 'Neuen Freien Presse' veröffentlicht er Feuilletons über die wirtschaftliche Bedeutung der Spiritusverwertung. Dergleichen trieft natürlich von Wissenschaft, es flimmert nur so von »Kraft, Licht und Wärme«, und die »Fachmänner« lauschen und lesen in atemloser Spannung. So wird uns wenigstens in spaltenlangen Reklameberichten versichert. Wenn nur Herr Exner nicht wieder etwas Menschliches passiert, wie damals, als er noch Hofrat und schon Gschafthuber war! Es war

hier, wenn ich nicht irre, bereits einmal von jener Verwahrung die Rede, zu der sich wissenschaftliche Namensvettern des Herrn Professors Wilhelm Exner gedrängt fühlten. Ich bin heute in der Lage, ihren Wortlaut zu veröffentlichen. In dem Mittagblatt der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 21. November 1885 las man die folgende Kundgebung, die damals Aufsehen erregte, aber Herrn Exner in seinem Fortkommen nicht geschadet hat:

In Nummer 8 der 'Neuen Illustrierten Zeitung' vom 15. November 1885 findet sich eine »Abhandlung« unter dem Titel: »Kraft und Leistung«. Da der Inhalt derselben gegen allbekannte *Grundbegriffe* der Mechanik *gröblich* verstößt, der Aufsatz aber mit dem Namen »Professor W. F. Exner« als Verfasser bezeichnet ist, finden sich die Unterzeichneten gleichen Namens, die sämtlich Professoren der Naturwissenschaften in Wien sind, um Verwechslungen vorzubeugen, genötigt, für ihre Person die Autorschaft obiger »Abhandlung« öffentlich abzulehnen.

Dr. K. F. Exner,

Professor der Physik und Mathematik am k. k. Staats—Gymnasium
im neunten Bezirke;

Dr. S. Exner,

Professor der Physiologie an der k. k. Universität;

Dr. F. Exner,

Professor der Physik an der k. k. Universität.“

Nun, in Brünn waren, wie mir ein Mitarbeiter verrät, die oratorischen Blüten schon recht bedenklich. »Die Anbaufläche für Kartoffeln ist unendlich größer als die vorhandenen und etwa noch zu entdeckenden Kohlen— und Petroleumgruben. Die Menschheit ist demnach in der Lage, in fast unbeschränkter Quantität Spiritus zu produzieren, um das Bedürfnis an Energie zur Erzeugung von Wärme, Licht und Kraft zu befriedigen ... (Minutenlanger, lebhafter Beifall).« Wenn aber einmal die Anbaufläche der Erde zum Kartoffelbau benützt und aus allen diesen gigantischen Kartoffelmengen die fast unbeschränkte Quantität Spiritus produziert werden sollte, würde man sich wahrscheinlich gezwungen sehen, das Getreide aus den vorhandenen und etwa noch zu entdeckenden Kohlen— und Petroleumgruben zu schöpfen. Müßige Statistiker haben überdies schon berechnet, in welcher Zeit die Anbauflächen der Erde für den Brotbedarf nicht mehr zureichen werden. Wenn nun Sektionschef Exner uns auch noch diese Flächen schmälert, so ist zu erkennen, daß die Menschheit umso schneller, allerdings festlich beleuchtet vom Spiritus, dem Hungerelend verfallen muß ... Zur Beruhigung kann man aber annehmen, daß unsere Nachfolger vernünftig genug sein werden, statt Spiritus, Kartoffelpüree zu bereiten.

* * *

[Kory Towaka]

In dem Gewimmel schwärzlicher Schmöcke, das bei Premieren den Mitteltgang unserer Theater versperrt, fiel mir schon lange eine Dame auf. Ich sah sofort, daß sie Rosenbaum heißt, aber ich erfuhr, daß sie sich »Kory Towaska« nenne. Die liebe Presse, deren Prosahumor schon wie eine Krätze des Geistes empfunden wird, belästigte uns von Zeit zu Zeit mit »Epigrammen aus weiblicher Feder«, in denen sich eine erhebliche Wertlosigkeit des Gedankens mit einer auffallenden Trostlosigkeit der Form paarte. »Kory Towska« waren sie gezeichnet. Wer verbarg sich hinter diesem Pseudonym und hatte Grund, sich zu verbergen? Wir hörten es immer wieder: eine »Frau von Geist«. Aber

da sie auch die Frau von Rosenbaum ist, die Gattin des Burgtheaterlektors, so umstand sie der Schmöcke schwärzliches Gewimmel bei den Premieren, schützte sie die Phalanx jener Kunstrichter, deren oberste kritische Raison lautet: »Man kann nicht wissen — !« ... Eine Witzboldin! Ich kann nur an und für sich nichts Unerfreulicheres denken. Nichts, was der Vorstellung von weiblicher Anmut mehr zuwiderliefe. Wenn man hört, daß eine Frau die Passion hat, zu »geißeln«, so ist der Gedanke noch immer natürlicher, daß sie eine Sadistin ist. Aber eine Satirikerin? Brrr ... Satirische Nadelstiche sind keine weibliche Handarbeit. In welch ein Jammertal würde diese Welt verwandelt, wenn die Frauen anfangen, statt lyrisch »epigrammatisch« zu denken, wenn Herz sich nicht mehr auf Schmerz, sondern auf Scherz reimte und Liebes—Leid und Lust sich auf ihren Höhepunkten in einem Kalauer auslösten! Otto Weininger hat die Blütezeit Kory Towska's nicht mehr erlebt. Er hätte zugegeben, daß sie 80% »M« enthalte, aber von dem Masculinum »Sternberg«. Ich könnte mir nicht einmal denken, daß eine Ballreporterin in der ewigen Umgebung ihrer männlichen Kollegen den Itzig—Witzig—Stil erlernt, der Kory Towska's Epigrammen eignet, oder den Knofel— und Pofelwitz, von dem ihr Lustspiel »Michael Kohlhaas« duftet, das neulich mit verheerender Wirkung über die Volkstheater—Besucher niedergegangen ist. Eine frechere Zumutung hat sich eine dem Cliquengebot willfährige Direktion seit Jahren nicht geleistet, und keine schamlosere Fälschung eines Durchfalls die liberale Preßclique. Das Publikum war weniger »galant« als die Ladenschwengel der öffentlichen Meinung und rehabilitierte das Geschlecht, da es den weiblichen Witzbold anzischte. Ein seltsamer Theaterabend: Unter den Ausbrüchen der Empörung des Publikums wurden der Dame nach jedem Aktschluß mit Blumen gefüllte Papierkörbe auf die Bühne gereicht. Ein Literaturprofessor im Stücke heißt »Meibauer«, damit er in einer Prozeßsache »Meineidbauer« genannt werden könne, ein anderer hat eine Abhandlung »über den Einfluß von Goethe's 'Faust' auf Shakespeare's 'Hamlet'« geschrieben, ein weiblicher Michael Kohlhaas wird »Kohlhäsin« genannt, und ein Herr, der drei weinende Frauen vor sich sieht, fragt, ob er in eine »Weinstube« geraten sei. In der befreundeten Presse wurde tags darauf von »Gedankenreichtum«, »sarkastischem Geist«, »ironischer Heiterkeit des Dialogs«, »Charme und Leichtigkeit«, »geistiger Gewandtheit«, »charakteristischen Details«, »geschickter Beobachtung« gesprochen. Und von einem »amüsanten Gerichtsakt« ward erzählt, »in welchem die spottlustige Verfasserin der Themis eine Nase drehte«. Es war sichtlich eine Nase, die der Verkürzung durch Herrn Professor Gersuny harrt. Herr Lothar aber, der den Durchfall zugab, weil er aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig das Vertuschen nützt, schrieb wörtlich: »Das Publikum des Deutschen Volkstheaters war diesmal sehr hart. Ungewöhnlich hart. Es behandelte ein harmloses *deutsches* Lustspiel mit einer Strenge, die eine schlimmere Sache verdient hätte.« Und nachdem er einen »guten und lustigen Dialog«, »allerliebste, echte Lustspielszenen« und »eine Fülle hübscher Einfälle und lustiger Wendungen« konstatiert und Kory Towska eine Frau von Geist genannt hat, tadelt er Hugo v. Hofmannsthal's »uferlose, verschwommene Poesie, der man auf der Bühne nicht folgen kann«. Ich hatte mir die Frau Towska immer als einen weiblichen Lothar vorgestellt; und nun sehe ich, wie sehr ich sie unterschätzte: Herr Lothar beneidet sie um ihren Humor. Oder trägt er selbst ein »deutsches« Lustspiel unter dem Herzen, dem er in der Burgtheaterkanzlei liebevolle Aufnahme sichern will? Herr Rosenbaum, der Lektor und Gatte, sah dem Unfug von einer Loge zu ... In einer andern Ehe wäre »Michael Kohlhaas« ein Scheidungsgrund und somit eine Angelegenheit des Familienlebens. Herr Rosenbaum wollte den artistischen Geschmack, von

dem das Burgtheater geleitet wird, demonstrieren und gestattete die Aufführung des deutschen Lustspiels. Jetzt ist es zur öffentlichen Sache geworden und somit zum Scheidungsgrund vom Dramaturgenposten des Burgtheaters.



Otto Weininger's »Geschlecht und Charakter«

Von Karl Bleibtreu

Der jugendliche Philosoph hat bekanntlich nach Erscheinen seines ungewöhnlichen Werkes Selbstmord verübt. Er wählte den Tod, weil er das von ihm so tödlich gehaßte Antimoralische in sich selber übermächtig fühlte und angeblich nicht zum Verbrecher werden wollte. Für jeden auf nüchterne Exaktheit des »Normalen« Eingeschworenen verrät dies natürlich krankhaften Gehirnzustand und wäre ein neuer Beweis, wie nahe das Pathologische oft dem Genialischen liegt. Wer jedoch tieferen theosophisch—okkulten Einsichten zuneigt, wird in dieser scheinbar phantastischen Überzeugung des jungen Denkers gerade eine geniale Erkenntnis bewundern, die freilich seine eigene Theorie einer angeblichen Willensfreiheit gründlich widerlegt. Wenn ein so mächtiger Wille und Intellekt wie derjenige Weininger's sich gegenüber dem inneren Dämon ohnmächtig fühlte, so hat der Determinismus hier wieder einmal sein Spiel gewonnen. Wenn verschiedene Theosophen noch mit Willensfreiheit operieren, so zeigt dies ihre schwere denkerische Verworrenheit oder ein naives Mißverstehen der transzendentalen Freiheit (des transzendentalen Ego), die mit der völligen empirischen Unfreiheit alles Wollens und Handelns im irdischen Körperleben gar nichts gemein hat. Doch wir wollen uns hier nicht in solch okkulte Gebiete verlieren und nur andeuten, daß der Selbstmord auch vom theosophisch—buddhistischen Sehwinkel aus als eine Torheit getadelt werden muß. Der Selbstmörder vernichtet willkürlich den Schein, ohne das ihn quälende individuelle Sein antasten zu können, das unverändert fortbesteht. Er lehnt sich gegen sein Karma auf, weil es ihm eine unbequeme Phase der Wiedergeburt bereitet, obschon dies nur streng—gerechte Folge seiner eigenen früheren Präexistenzen. Damit erreicht er gar nichts, als erneutes Durchlaufen der gleichen Phase in späterer Wiedergeburt. Es ist dem Individuum nicht gegeben, das Netz der Kausalität zu sprengen. Solche Ungeduld beleidigt die ewige Logik. Deshalb bedarf das wahre Genie nicht so stürmischer Unsterblichkeitsprobe, weil es *sein* Jenseits immer bei sich hat und sein Unsterbliches zu jeder Stunde fühlt. Immerhin darf ein solches Motiv ethischer Verzweiflung nicht mit jener gemeinen materiellen Verzweiflung verwechselt werden, welche fast alle Selbstmorde veranlaßt, mit der feig-schwächlichen Wut über persönliche mißliche Lebensumstände und rein egoistisch empfundene Leiden. Der Buddhismus gestattet nur die Selbstvernichtung als Opfertod aus ideellen Motiven z. B. zur Rettung anderer, aber die »Herren des Karma«, um theosophisch zu reden, dürften auch dem eigentümlichen Entschluß des genialen Jünglings, lieber den Tod als das Versinken ins Böse zu wählen, mildernde Umstände zubilligen. Auch mag dabei unheilbarer Lebensekel mitgewirkt haben. Philosophische Gewißheit der Unsterblichkeit — jeder Seelenmonade kann dazu verführen, lieber sofort das unbe-

kannte Land jenseits der Bewußtseinsschwelle aufzusuchen, als sich länger in unsrer Niedrigkeit und Kleinlichkeit herumzuschlagen. Indem wir also tief beklagen, daß so seltene Frühreife, die eine Fortspinnung von Kant und Giordano erwarten ließ, sich uns so früh entziehen mußte, erachten wir dies Müssen als symbolisch, gleichsam als höhnische Absage an unser Zeitalter: Alles, was großgeartet, trachte von ihm wegzukommen! Otto Weininger — ein Name, der *bleiben* soll — mußte sich erschießen, um dem Modernen aus dem Wege zu gehen. Andere, stärker als er, haben freilich die Kraft, es zu ertragen.

Nun wohl, er wollte nicht, und gehört jetzt der Ewigkeit an, in deren Vorstellung er webte. Uns bleibt nur die Pflicht, seine geistige Hinterlassenschaft zu prüfen. Auf der höheren Daseinsebene, die er so brünstig suchte, aus einem Leben ins andere hinüberstürzend, empfing ihn der Daseinsbegriff in seiner jetzigen Existenz jenseits irdischer Bewußtseinsschwelle gewiß mit gleicher Strenge. Wahrscheinlich fügte aber sein unerträglich scheinendes Leid, das zur Fahnenflucht vor dem irdischen Lebenskampfe trieb, ihm neue Kraft hinzu, wie sie eben durch jedes große Leid innerlich zuwächst, um so den Mut zum ewigen Leben zu erhöhen. Wenn er behauptet: »Der Mensch ist allein im All in ewiger Einsamkeit. Nicht die Sinnlosigkeit einer Welt von ungefähr ist ihm Pflicht, sondern seine Pflicht ist ihm der Sinn des Alls«, so täuscht er sich wohl über diesen Sinn und das Problem der Einsamkeit. Unendlichkeit ist nicht Einsamkeit, und aus der Ich—Einsamkeit in die All—Gemeinsamkeit aufzugehen scheint gerade der Sinn der Allordnung. Obschon er sich über den positiven Unsinn des Positivismus so hoch erhob, hätte esoterischer Buddhismus ihn wohl der Lösung nähergebracht.

Festgefügtes System wird man in »Geschlecht und Charakter« füglich weniger finden, als den Ausdruck allgemeiner heroischer Weltanschauung und bedeutender Persönlichkeit. Beim gedruckten Nachlaß, das Hauptwerk ergänzend, wird man die Empfindung nicht los, daß jonglierendes Franzosentum des Geistes, wie der Pole Nietzsche es für deutsch ausgab, auch Weininger ansteckte. Seine Parerga und Paralipomena enthalten oft recht gequälte und erkünstelte Einfälle, einen aphoristisch irrlichtelnden Orgasmus schrullenhaft manierter Begriffssprünge. Der höchst geistvolle Aufsatz über Ibsen's »Peer Gynt«, reich an eigenwüchsigen Gedankenbildern, ähnelt den bekannten Kommentaren über Faust II. Teil, wo jeder die Sphinx reden läßt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und hineingeheimnist, was ihm beliebt. Auch das Hauptwerk leidet an systemloser Mischung streng fachlicher Philosophie mit sozusagen fouilletonistischer Vortragsweise. Die besten und tiefsten Kapitel des gewaltigen Buches haben mit dem angeschlagenen Thema fast nichts zu schaffen, und jeder nicht fachphilosophisch gebildete Leser wird sie vermutlich überschlagen. Wir meinen z. B. den glanzvollen Abschnitt »Logik, Ethik und das Ich«, worin er mit einem nur unmittelbar verwandten Ideengange die Ethik aus der Logik ableitet. Den Erfolg des aufsehenerregenden Werkes machte natürlich nur der grundlegende sexuelle Inhalt aus, der freilich in einigen Hauptpunkten unanfechtbar bleibt, dessen maßlose Übertreibung jedoch des Autors Jugendlichkeit verrät.

Sobald ein Mann grimmig gegen die Frauen zetert, weiß der Psychologe, daß er einen Erotiker und halben Masochisten vor sich hat. Nur wen das Sexuale ganz beherrscht, über den hat das Weib Gewalt, nur er wird aus mitleidiger Verachtung der »Weiber« gleich wüsten Haß gegen das Weib—ansich schöpfen. Derlei erinnert immer an den Briten, der angesichts eines rothaarigen Kellners dekretierte: alle Deutschen sind rothaarig. Daß Weininger sich gegen den albernen und verlogenen Kultus des Ewigweiblichen wendet, bleibt sein Verdienst, und hier dürfte er mannigfach klärend gewirkt haben.

Aber gerade daß er — wenngleich nicht neu, weil schon von Plato sattsam angedeutet — zahllose Zwischenstufen zwischen Ganz—Mann und Ganz—Weib nachweist, hebt zahllose Frauen aus seinem Verdammungsurteil heraus, das doch nur dem Ganz—Weibe gelten könnte. Auch entgingen ihm zwei Rätselfragen. Erstens: daß im Tierreich keinerlei geistige und sittliche Differenzierung zwischen Männchen und Weibchen waltet oder vielmehr eher eine zu Gunsten des Weibchens, wie denn der soziale Altruismus des Ameisen— und Bienenstaats auf dem Ewigweiblichen beruht. Zweitens: da des Menschen Urerscheinung hermaphroditisch angelegt, wovon bei beiden Geschlechtern noch Rudimente vorhanden, und da ferner der Embryo anfangs keine Geschlechtsdifferenzierung vermuten läßt, — woher dann plötzliches Hervorgehen zweier angeblich heterogener Wesen aus dem gleichen weiblichen Gebärtel? Scheint nicht diese Differenz erst durchs Dasein selber sich herauszubilden, je tiefer das Weib in seinen Sexualberuf einsinkt und je höher der Mann als Geisteskämpfer davon abrückt? Wohl hat Weininger recht: »Was für seichte Psychologen die Materialisten und Empiristen sind, kann man abermals hieraus entnehmen, daß gerade aus ihren Kreisen die Männer gekommen sind, welche für die ursprünglich angeborene psychologische Gleichheit zwischen Mann und Weib eintreten.« Die Ungleichheit als solche besteht, wie sie eben aus des Weibes Sexualität notwendig folgert. Aber orakelt Weininger nicht selbst das tiefe Wort der Menschenkunde: »Der Fluch, den wir auf dem Weibe lastend ahnten, ist der böse Wille des Mannes«, »daß das Weib da ist, heißt also nichts, als daß vom Manne die Geschlechtlichkeit bejaht wurde«? Er bringt ferner Judentum und Femininum in unmittelbare Verbindung, beide als Verkuppler der Menschheit ans Philiströse, Antiideale. Wir pflichten ihm bei, daß *Judentum weniger Rassenfrage als Geistesrichtung*, daher verjudete Arier jüdischer seien als Juden, die sich innerlich vom Jüdischen lossagten. »Es ist die welthistorische Bedeutung des Judentums, den Arier zum Bewußtsein seines Selbst zu bringen«, daß er sich hüte »vor dem Judentum als Möglichkeit in ihm selber«.

Des jungen Denkers Edelsinn verlangt trotz seiner Ablehnung des Ewigweiblichen gleiche Rechte für Mann und Frau, da das Problem der Sklaverei unsittlich sei. Ganz recht, es schädigt so die Ethik des Mannes mit, und Hebung der Männerwelt kann nur durch Erlösung des Weibes vom Bann ausschließlicher Sexualität erfolgen. Vergißt Weininger nicht den seltsamen Fingerzeig der Natur, daß jedes Talent der Söhne von ihrer Mütter Intellektualität sich übertrug? Er mißt das Weib immer nur an den höchsten Möglichkeiten des Mannes. Für die angebliche Undenkbarkeit eines weiblichen Genies hat unser feminines Jahrhundert schon dies Problem gelöst: im Lebenswerk der Helena Petrowna Blavatzky, eines Mahatma (Übermenschen) in weiblicher Hülle.

Gewiß, das Durchschnittsweib ist oft ein kläglich kleinliches Geschöpf, mitunter eine nichtsnutzige Schmeißfliege. Doch steht der Durchschnittsmann wirklich so viel höher, um Weininger's wahnsinniges Diktum zu rechtfertigen: Der tiefststehende Mann sei mehr wert als die höchststehende Frau? Die plumpe Galanterie »Das Ewigweibliche zieht uns hinan« ward wohl nur von einfältigen Gänsen je ernstgenommen. Doch der Legende von ätherischer Sittlichkeit der Frau steht gar manche abfällige Legende über ihre angebliche Geistlosigkeit gegenüber. Hierzu rechnen wir das gang und gäbe Axiom, die Frau sei unfähig zur Objektivität. Nun haben zwar J. St. Mill und Herbert Spencer, was Weininger zu zitieren vergißt, sich in ihrer Frauenrechtlerei bis zu dem Ausruf gelegentlich verstiegen, die Frau denke sogar objektiver als der Mann. Aber selbst in dieser Hyperbel, die wir ablehnen, steckt ein Körn-

chen Wahrheit. Unsere eigene Beobachtung drängt uns zu der Ansicht, daß die Frauen tatsächlich eigentümliche Objektivität besitzen, nur anders als der Mann. Beim Überwiegen der sensitiven über die intellektuale Sphäre versteht die Frau sozusagen mit dem Gemüte, statt mit dem Verstande. Oft urteilt sie weit verständnisvoller über Absonderliches als der Durchschnittsphilister, oft gilt nur für sie das populäre Wort: Das Herz auf dem rechten Fleck. Objektives Interesse für fernliegende Dinge trifft man unter Umständen eher bei Frauen als bei Männern. Um ein beliebiges Beispiel zu wählen: Würde je ein Mann ein Buch über weibliche Handarbeiten lesen? Nein, wohl aber lesen Frauen mit lebhaftem Vergnügen Bücher über militärische Vorgänge, die doch von ihrem Empfindungskreis ausgeschlossen sein sollten. Und endlich: wenn eine Frau geistreich erörterte, alle Männer seien Kanailen und Dummköpfe, so würde sie, verhöhnt, verleumdet, verfolgt werden. Dein Buch aber, o lieber Spirit Weininger, lesen kluge Frauen mit Beifall, beklagen die ungerichte Verbitterung, schütteln den Kopf über verrückte Ausfälle, doch verkennen nicht vielfache Wahrheiten und edles Streben. Die berühmte Subjektivität der Frau kehrt sich also nur dann heraus, wenn ihre persönlichste Selbstsucht erregt wird. Und wer wüßte nicht wie in solchem Falle wir Männer zu handeln und zu denken pflegen — kolossal objektiv, nicht wahr? ...

Zuletzt stellt der junge Denker die sittliche Forderung absoluter Keuschheit auf, als metaphysischer Unsterblichkeitsgläubiger allerdings logischer als Tolstoi, der keine entschiedene Stellung zum »Jenseits« nimmt, ohne solchen Glauben, der völlige Vergeistigung und Entkörperung des Menschen in Aussicht stellt und hierfür größtmögliche Unbeflecktheit mit Materiellem voraussetzt, wäre Selbstkasteiung umso sinnloser, als Keuschheit an und für sich noch gar keine sittliche und geistige Erhöhung gewährleistet. Hier entsteht ein Dilemma wie bei jeder Askese. Geschieht es nämlich in Hoffnung jenseitiger Vergeltung, so hört wahre Ethik dabei auf, und gelingt es wegen ohnehin geringer sexueller Neigung, so hat das Opfer wenig Wert; trifft aber das Umgekehrte zu, dann verschlingt der verzweifelte Kampf gegen allmächtigen Naturtrieb alle Seelenkräfte, die zu nützlicherer Geistesarbeit verwendet werden sollten. Um es deutlich zu sagen: Ob Dante die Beatrice platonisch anbetet und nebenbei mit einem Eheweib Kinder zeugt, erscheint sehr unwichtig, wenn er nur die Divina Comedia schreibt. Und ob Gottlieb Schulze in geschlechtlicher Ehe oder gar liederlich lebt, ist für seine sittliche Beschaffenheit lange nicht so wichtig, wenn er nur sonst gerecht und mitleidig mit seinen Nebenmenschen verkehrt. Erzwungene Keuschheit, zu der ja unzählige alte Jungfern genötigt, bessert keineswegs das verbitterte Gemüt. Wir sehen es an so manchen Eremiten der Thebaide, die ihres Fleisches Anfechtung widerstanden, um zelotische Hoffart und Gehässigkeit zu hellem Wahnwitz auszubilden. Die Askese bändigt den Leib, reinigt aber nicht die Seele.

Auch wäre Verzicht auf Fortpflanzung unzulässig gerade in Tolstoi's Sinne. Denn da er allen Wert in gottselig Diesseits verlegt, so würde Aussterben der Menschheit die Möglichkeit vernichten, etwas Ethisches im Universum darzustellen. Wenn kein Lebender mehr Christi Gebote befolgen kann, so wären sie ja umsonst gegeben, und dies Selbstausterben der Menschheit gleiche einer Furcht, das Kreuz der Ethik fürder auf sich zu nehmen¹. Ferner würden nur Edelste und Beste die Kraft aufbringen, dem Keuschheitsgebote nachzuleben; die sich lustig fortpflanzende Masse verlöre also die Möglichkeit, sich durchs Beispiel einer höheren Rasse zu evolutionieren. Man kann

1 Gottlob gibt es dann noch die Mohammedaner, die sich in Europa prächtig vermehren und die europäische Kultur übernehmen und fortführen können. Also — Bange machen gilt nicht!

daher nicht umhin, den Verzicht auf Sexualität als unsittlich im höheren Sinne zu verworfen, insofern solcher »Heiliger« aus Pflichttreue gegen sich selber die Pflicht gegen die Menschheit vernachlässigt. Keuschheit hat wahren Wert nur beim Yoga—Adepten, der sie als Mittel zum Zwecke höherer Machtfülle der Seelenkräfte benützt, wie ja sogar der körperliche Athlet sich aus Kämpferstolz zur Enthaltbarkeit zwingt. Immerhin mag man Aufhören der Fortpflanzung als letztes Endziel im Auge behalten. Denn es wäre möglich, daß der Dualismus geschlechtlicher Differenzierung dereinst wieder in jene geschlechtslose Einheit sich auflöst, welche laut Geheimlehre den halbgottartigen spirituellen Urmenschen zu eigen gewesen sei. Mit solchem Hinübergleiten in höhere Sphären des Menschentums wird's aber noch gute Weile haben für Jahrtausende, und unser Bestreben kann einzig sein, den Naturtrieb einzudämmen, ihn als lästige tierische Funktion wie Ernährung und Ausscheidung peinlich zu empfinden, statt ihn priapisch zu vergöttern wie unser lieber guter Zeitgeist der Zucht— und Unzuchtwahl¹.

Weininger's Ruhm trotz jugendlicher Überspannung des Bogens beruht also darauf, daß er das Weib als Pflegerin des Naturtriebs und das Judentum als Hohenpriester alles Sexualen und Anti—Transzendentalen entlarvt und vor diesen Verbündeten, die sich das 19. Jahrhundert unterwarfen, die Zukunft warnt. Hier sehen wir also in Weininger, dem Juden, den echten deutschen Idealismus, von welchem unzählige Urgermanen abgefallen, wieder sein Haupt erheben. Die große Contrerevolution wider die Verneinung idealer Instinkte wirbt sogar in den eigenen Schlachtreihen naturwissenschaftlicher Kraftstoffelei täglich neue Anhänger. Wenn die Theosophie siegreich ihr Banner über die Erde schwingt, dann wird man gerührt auch dieses jugendlichen Märtyrers gedenken, der ähnlich wie sein — auch von ihm argverkannter und verlästerter — Stammesgenosse *Heine ein besserer Deutscher war, als das biersaufende, tarockspielende Bärenhäuterpack der Heilô—Schreier*. Friede und Ehre seinem Andenken!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Demonstrationen]

Europäer. Sie lesen seit etlichen Tagen in den Wiener Blättern große Artikel unter der Aufschrift: »DEMONSTRATIONEN AN DER UNIVERSITÄT« und vermuten, daß es sich um die Demonstrierung wissenschaftlicher Entdeckungen, etwa um die Vorführung neuer physikalischer oder physiologischer Versuche handelt. Das ist ein Irrtum.

1 Das eben ist mit das Verdienst Otto Weininger's, daß er das »Bedürfnis«, von allem ethischen Ballast befreit, in gleichem, wenn nicht höherem Maß der Frauennatur als der des Mannes zubilligt. Man lese die großartige Deutung der Phänomene »Mutterschaft« und »Prostitution«. An der Hand solcher Argumente werden der Misogyn und der Troubadour, Leugner einer Frauenseele und Bekenner eines Frauenlächelns, Strindberg und Altenberg einig. Nur die brutale Männermoral unserer Tage — ich meine die Moral jener höchststehenden Männer, die tief unter der tiefststehenden Frau stehen — kommt zu kurz, jene Weltanschauung, die der Frau die Pflicht der Sittlichkeit und dem Mann das Recht der Geilheit zuteilt und deren deutsches Virginitätsideal ich schon einmal mit dem Wunsche, zu devirginieren, in erklärenden Zusammenhang gebracht habe.

Anm. d. Herausgebers. [KK]

[Die Vertrottlung]

Österreicher. Bei dem Aufruhr in den Studentenkreisen von Prag und Wien, beim Anblick des Herrn Malik wird nichts Heiliges in mir entzündet, und ich muß nach wie vor, wenn ich von »nationalen Beschwerden« höre, an Bauchgrimmen denken. Ein Bismarck hätte die Frage des Rechts auf »Bum-meln« bereits entschieden. Die Vertrottlung schreitet rapid fort.

[Die Linzer Empörung]

Irrenwörter. Aus einem Linzer Bericht der 'Ostdeutschen Rundschau':

»Der bekannte tschechische Violinvirtuos Jan KUBELIK, der ebenso wie seine beiden Stammesbrüder Ondricek und Kocian schon einigemale in Linz konzertierte, beabsichtigt NUN WIEDER, und zwar am 15. d. M. in unserer Stadt ein Konzert zu geben. — — — SELBST DAS BLUT DER RUHIGSTEN MUSS DA IN WALLUNG KOMMEN. Die Erregung darüber nimmt hier aber auch täglich zu. Daher begaben sich heute der Sekretär der Deutschen Volkspartei, Herr Hans Schlögl, und der Vertrauensmann der Frei—Alldeutschen, Ingenieur Herr Rudolf Urbanitzky, zu dem Veranstalter des Konzertes, um ihn über die Stimmung der Bevölkerung aufzuklären und ihm nahezu legen, daß es nicht allein im nationalen, sondern gewiß auch in seinem und Kubelik's Interesse gelegen sei, von dem Konzerte diesmal Abstand zu nehmen. Der Herr Veranstalter verhielt sich vollständig ablehnend und meinte, es werde genügen, wenn er die Behörde auf das Mitgeteilte aufmerksam mache. UNS KANN'S RECHT SEIN. Wenn man aber meint, auf wohlgemeinte Vorstellungen nicht hören zu brauchen und DEN LINZERN ALLES BIETEN ZU KÖNNEN, kann doch vielleicht alle Rechnung ohne den Wirt, und das ist in diesem Falle wohl die gesamte national fühlende Bewohnerschaft der Stadt, gemacht werden. WER NICHT HÖREN WILL, MUSS FÜHLEN!« —

Am 15. März Konzert Kubelik. Tosende Pfuirufe, tätliche Bedrohung der Besucher, Angriff auf den Wagen des Statthalterei—Vizepräsidenten, Verwundung eines Statthaltereirates, Steinwürfe in den Konzertsaal, Katzenmusik mit Steinwürfen vor der Wohnung des Künstlers, nächtliche Flucht Kubelik's unter polizeilicher Begleitung, — Erklärung von deutsch—nationaler Seite, »daß die Demonstration gegen den tschechischen Geiger Jan Kubelik sich NICHT GEGEN DIE PERSON des Künstlers gerichtet habe.« ... Waffengewalt? Nein, Irrenpflege!

[Der inserierte Krieg]

Fregattenkapitän. Man kann dem japanisch—russischen Krieg manche interessante Seite abgewinnen: warum nicht auch eine Inseratenseite? In der 'Zeit' vom 2. März war das Folgende zu lesen:

»(Der Krieg und die Skodawerke.) 'Plzenske Listy' berichten: Zahlreiche der Schiffe, die dermalen im Kampf gegen Japan stehen, sind in Pilsen von den SKODAWERKEN ausgerüstet. Der Kreuzer 'Pereswjjet', der als Admiralschiff des Konteradmirals Fürsten Uchtomskij vor Port—Arthur im Treffen stand, der Kreuzer 'Osljalja', der als Kommandeurschiff mit den Panzerfregatten 'Dimitri Donskoi' und 'Aurora' auf dem Wege nach Ostasien ist, sind in PILSEN ausgerüstet. Aber auch auf japanischer Seite ist PILSNER Arbeit zu finden. Der Panzer des Panzerschiffes 'Mikado' ist aus den Werkstätten der SKODAWERKE hervorgegangen. Die Panzer— und Maschineneinrichtung der von Japan angekauften Kriegsschiffe 'Nischin' und 'Kasuga' (ursprünglich für Argentinien gebaut) ist in PILSEN

gearbeitet. — Ebenso DÜRFTEN jetzt die Japaner gegen Rußland jene Geschütze benützen, die sie im Kriege mit China erobert haben, und welche durchweg Arbeiten der SKODAWERKE sind. Noch bei Lebzeiten des Gründers der SKODAWERKE, Emil Ritter v. SKODA, kam ein Professor der Kriegsschule in Tokio nach Pilsen, um die SKODAWERKE zu besichtigen. Als ihm Ritter von SKODA die Type jener Geschütze zeigte, welche die SKODAWERKE an China lieferten, sagte der japanische Offizier lächelnd: 'Ich kenne diese Geschütze. Hoffentlich haben Sie bereits von China das Geld für die Kanonen — denn die Geschütze selbst haben wir den Chinesen abgenommen!'¹«

Die 'Zeit' ist ein antikorruptionistisches Blatt und hat diese Texteingangung gewiß gratis besorgt.

[Ein antisemitischer Satiriker]

Satiriker. »Die jüdischen Schwindler und Gauner fürchten die Antisemiten, welche die Korruption bekämpfen, weit mehr als jene, die Ritualmorde entdecken«. Wo stand dieses Wahrwort, dessen Gedanke hier oft abgewandelt wurde, zu lesen? In der 'Deutschen Zeitung' (13. März), dem »christlichsozialen Organ«. Herr F. F. Masaidek hat es ausgesprochen. Herr Masaidek vertritt die Satire der antisemitischen Presse. Er gehört zu den eifrigsten, wenn auch nicht geistig regsamsten Lesern der 'Fackel'. Peinlich ist nur, daß er manchen Wendungen der 'Fackel' zuerst die Pointe abbrechen zu müssen glaubt, bevor er sie veröffentlicht. An der Mitteilung, daß Österreich in seinem Settlement in China eine k. k. Lottokollektur errichtet hat (siehe Nr. 155¹), ist freilich nichts zu verderben. Aber es kommen Fälle vor, wo man die Ehrlichkeit dieses Satirikers bedauert und eine wörtliche Benützung der 'Fackel' wünschen würde. Ich glaube übrigens wirklich nicht, daß Herr Masaidek ganz humorlos ist; unter fünfhundert »Glossen«, die er liefert, sind doch immerhin fünf, in denen eine Art verschlafener Satire sich regt und die ihm gewiß einen Platz über der lebhaften Talentlosigkeit liberaler Sonntagshumoristen anweisen. Aber geradezu hinreißend wirkt er, wo er unbestreitbare Wahrheiten mit aphoristischer Kürze vorbringt. In den Tagen, da die Affäre des Abgeordneten Wolf viel Geräusch machte, schrieb Masaidek den Satz hin: »Die Familie Tschan scheint eine saubere Familie zu sein«. Weiter nichts. Unter den Gedankensplittern der letzten Sonntage wären bemerkenswert: »Wenn man liest, mit welchem Jubel der Abg. Voelkl bei seinem Erscheinen im Parlament empfangen wurde, fragt man sich unwillkürlich: 'Was hat denn dieser Mann für sein Vaterland geleistet?'« Oder: »Das Genie verfällt leicht dem Wahnsinn, weil es das Unmögliche anstrebt.« Gleich daneben der Aphorismus: »Wenn es der Regierung mit der Einführung der Kronenwährung ernst wäre, so hätte sie schon längst die Guldenstücke einziehen müssen.« Ach ja!

[Das Diebsblatt]

Detektiv. Das ordinäre Diebsblatt des Lippowitz wird jetzt vielfach überwacht. Das in Hannover erscheinende Fachorgan, 'DER ZEITUNGS—VERLAG' (Eigentum des Vereines deutscher Zeitungsverleger) bringt in der Nummer vom 3. März unter der Aufschrift »GEGEN DEN SYSTEMATISCHEN DIEBSTAHL BEIM 'WIENER JOURNAL'« eine Zusammenstellung der neulich im 'Berliner Tageblatt' und in der 'Fackel' veröffentlichten Diebsanzeigen. Dazu auch eine der 'Wiener Reichspost', die den folgenden Wortlaut hat:

»Die Schere des 'Neuen Wiener Journals' wütet in letzter Zeit wieder derart, daß selbst das Ausland sich immer mehr davon beunruhigt fühlt ... Gestern schrieben wir in der 'Reichspost' eine No-

tiz: 'Johann Orth, der Reformator der japanischen Marine' und begannen sie also: 'Richtig, wir hatten ohnehin unseren Kopf darauf gewettet, daß auch bei diesem Kriege der unglückliche Johann Orth ... wieder auftauchen wird! usw.' Heute morgen finden wir im 'Neuen Wiener Journal' unter derselben Überschrift dieselbe Notiz wortwörtlich mit dem Anfang: 'Richtig, WIR hatten ohnehin unseren Kopf darauf gewettet ... ' Daß die Herren vom 'Wiener Journal' unseren Kopf verwetten konnten, dazu gehört doch viel Geschicklichkeit; oder wollten die Herren nur bekennen, daß sie selbst über Kopf nicht verfügen?« —

Das Schandblatt hat übrigens eine neue Methode eingeführt. Wenn es schon einmal gezwungen ist, eine Quelle zu nennen, so rächt es sich an dem Bestohlenen und beschimpft ihn. Neulich wurde eine der feinsten Skizzen Peter Altenberg's gekrabbt und zugleich der Dichter in bodenlos gemeiner Weise angegriffen. Es wäre kindisch, einen Peter Altenberg, der für die verständnisvolle Achtung aller Künstlermenschen Europas ruhig den Hohn aller Flachköpfe Wiens in Kauf nehmen kann, gegen die Beschmutzung durch eine schäbige Reporterseele in Schutz zu nehmen. Drollig ist nur die neue Methode des Diebes, unter dem Vorwande der Glossierung sein Blatt mit fremdem Lesestoff zu füllen. Ich wette hundert gegen eins, daß das 'Neue Wiener Journal' auch diesmal nicht beleidigen, sondern einfach stehlen wollte.

[Herr Herzl und die jungen Dichter]

Literat. Es ist die höchste Zeit, daß Herr Herzl nach Palästina geht. Hier schreibt er schon zu dumme Feuilletons. Neulich das Geschwätz über Japan, dessen Kultur Herrn Herzl aus einer Aufführung der »Geisha« — nicht einmal des »Mikado« — bekannt ist. Und jetzt über die Vorstellung von Hofmannsthal's »Tod des Tizian« im »Hagenbund«. Man kann Hofmannsthal für einen Dichter oder für einen Eklektiker von feinstem Kunstgeschmack halten. Jedenfalls steht er als kultivierter Mitteleuropäer turmhoch über dem Niveau eines Menschen, der es zuwegebringt, die Würde eines Messias mit der eines Sonntagshumoristen zu vereinigen. Trotzdem ist es notwendig, gegen die Impertinenz, mit der das Feuilleton vom 11. März schloß, ein eigenes Wörtchen zu sagen. Aus prinzipiellen Gründen. Herrn Herzl schwillt nämlich der Kamm, und er glaubt als Literaturvormund nur jene Jünglinge fördern zu dürfen, die klug genug waren, sich eine zionistische Weltanschauung beizubiegen und palästinensische Heimatkunst zu pflegen. Herr Herzl »empfiehlt«, ohne Furcht, ausgelacht zu werden, »junge Dichter, die UNGEFÄHR DAS KÖNNEN, was der junge Hofmannsthal konnte: Stefan Zweig, Sil Vara, Hans Müller, »um nur einige zu nennen, die mir in den Wurf gekommen sind«. Das ist zu dumm, um ernst gemeint zu sein. Herr Zweig ist ein Formtalentchen, Herr Sil Vara, wenn die Kaffeehausskizze, die neulich einmal die 'Neue Freie Presse' am Sonntag brachte, den Gipfel seines Schaffens bedeutet, ein dürftiger Reporter. Es ist eine Frechheit, die man auch einem Judenkönig nicht ruhig hingehen lassen kann, diese armen Teufel mit Hugo von Hofmannsthal in einem Atem zu nennen. Die »großen Dichter«, schwätzt Herr Herzl weiter, brauche man nicht zu entdecken. »Der Erfolg zu ihren Lebzeiten bringt sie vielmehr in Verlegenheit. Was um des Himmelswillen sollen sie mit dem Beifall der Menge machen, der sie sich fremd fühlen? Da nehmen sie FALSCH E POSEN AN, WIE MAN ES BEI IBSEN SEHEN KONNTE«. Wenn Herr Herzl einst den Thron von Jerusalem besetzt finden sollte, so wird er dort noch immer als Hofnarr unterkommen.

[Wiener Kritiker]

Habitué'. Ich war nie ein ODILON—Fanatiker. Sie aber jetzt, da sie leidend ist, herunterzureißen und zu Gunsten des Fräuleins PETRI noch dazu, das

ist nur mein Freund SCHÜTZ imstande. Fräulein Petri ist eine routinierte Normalsalondame. Herrn Schütz bedeutet sie das Um und Auf deutscher Schauspielkunst. Trotz den Hohenfels, Doré, Conrad—Ramlo und Sorma, trotz den Mitterwurzer, Sandrock, Eysoldt und Lehmann. Aber ahnt man denn, was Fräulein Petri als Nora zuwege gebracht hat? »Im Volkstheater VERSÖHNTE ihre die egoistische Härte Nora's erklärende Darstellung DIE GEGNER DES DICHTERS«. Das ist mehr, als man selbst — von Herrn Schütz erwartet hätte ... Was in Wien nicht alles Kritiken schreiben kann! Da ist ein Herr in der 'Reichswehr', der in einer begeisterten Rezension des Schmarrens »Michael Kohlhaas« wörtlich schreibt: »Ungemein drollig und humorvoll spielte das Ehepaar Kramer—Glöckner ZWEI GRUNDVERSCHIEDENE ROLLEN; SIE mit frappierender Naturtreue eine Berliner Vorstadttype, ER einen liebenswürdigen Charmeur«. Wie seltsam! Sie sind verheiratet und spielen doch verschiedene Rollen: er eine männliche und sie eine weibliche! Man sollt's nicht glauben!

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Die »barbarische Orgie« — siehe Nr. 155 ¹ — hat ein prächtiges Seitenstück erhalten. In der 9. Sitzung der ungarischen Delegation läßt die 'Neue Freie Presse' (24. Februar) den Grafen Apponyi wie folgt sprechen:

»Dem Kriegsminister sei es gelungen, in der ungarischen und in der österreichischen Delegation Befriedigung zu erwecken, wobei ihm die Erfindung des Ministerpräsidenten zu Hilfe gekommen sei, daß es in der deutschen Sprache keinen Unterschied zwischen Nation und Nationalität gebe. Dem Redner falle hierbei eine Szene aus 'Faust' ein, in welcher Gretchen den Faust fragt, WAS EIGENTLICH RELIGION SEI. Faust erwidert ihr mit einer etwas hochtrabenden Darlegung des Pantheismus, worauf Grete antwortet:

'NUN, SO ETWAS HAT MIR JA AUCH DER HERR PASTOR GESAGT.' (HEITERKEIT.)« ...

Ja, solche Probe der »Kunst des Übersetzers« verdient schon Heiterkeit. Daß die Übersetzung aus dem Französischen oft schwierig ist, begreift man. Aber wer zwingt die 'Neue Freie Presse', den »Faust« aus dem Ungarischen zu übersetzen? Die Stellen: »Nun sag', wie hast du's mit der Religion?« und »Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten« waren ja schneller zu ermitteln. Die 'Neue Freie Presse' kennt gewiß ihren Goethe. Aber IHR Goethe ist eben nicht unser Goethe, und wenn sie »Faust« zitiert, so können wir nur bedauernd versichern: Ungefähr sagt das Goethe auch, nur mit ein bißchen andern Worten ... Viel treffsicherer geht die 'Neue Freie Presse' zu Werke, wenn sie ihr schlechtes Deutsch direkt bezieht und nicht erst übersetzen muß. Von dem ehemaligen englischen Botschafter Lord Loftus, der neulich starb, versichert sie am 10. März, er habe »ein Alter von WEIT über 86 Jahren erreicht: Und einen andern Botschafter läßt sie am 13. März andere seltsame Dinge treiben. Von ihm heißt es in dem Berichte über die III. Mode—Ausstellung: »Auch der französische Botschafter fand Gefallen an den schönen Dingen, besonders als die Hofdame der Erzherzogin ein ungarisches gesticktes Hemd anprobierte und zeigte« ...

[Eine Personenverwechslung]

Arzt. Herr Berthold Frischauer hat neulich den berühmten Chirurgen DOYEN interviewt und interessante Mitteilungen über eine neue Krebsheilmethode erhalten. Dieses Interview hat wohl stattgefunden. Wenigstens ist es zweifellos, daß Herr Frischauer interviewt hat und daß ihm Auskünfte erteilt wurden. Nur ein kleines Detail scheint nicht zu stimmen: Die Identität des Interviewten. Herr Frischauer beschreibt nämlich den Dr. Doyen wie folgt: »Ein SCHWARZER VOLLBART umrahmt das energische Gesicht, aus dessen starken Zügen

Wohlwollen gepaart mit großer Energie hervorleuchtet, während die SCHWARZEN Augen von Intelligenz nicht ohne einen Anflug menschendurchblickender Malice strahlen.« Herr Frischauer scheint das Opfer einer Personenverwechslung geworden zu sein. Doyen ist nämlich BLOND.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**